

Zum erstmalig seit 1975 hat Amerika wieder mit Waffengewalt auf eine Herausforderung reagiert. Schlägt Ghaddafi jetzt zurück?

Sechzig Sekunden über der Syrie

Der amerikanisch-libysche Luftkampf über dem Mittelmeer / Von Josef Joffe

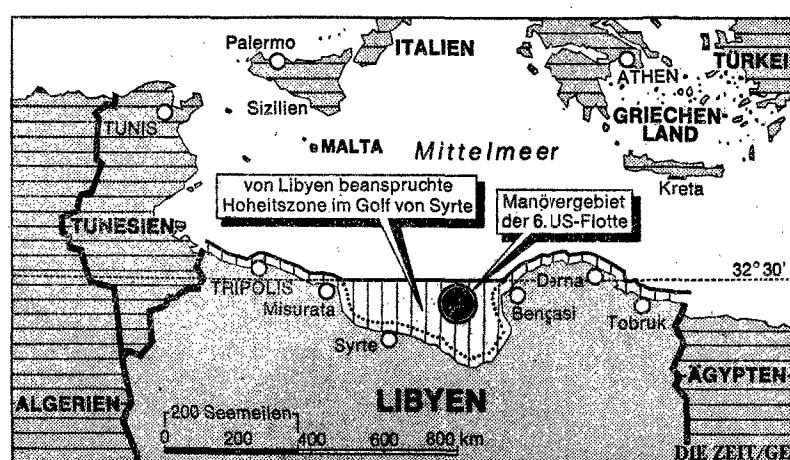
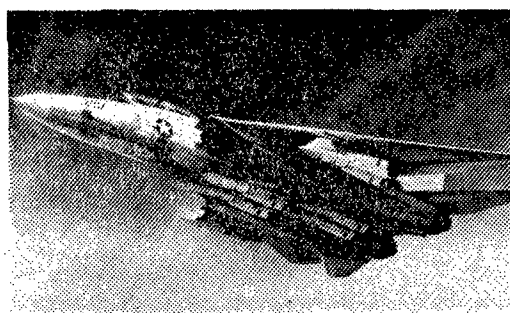
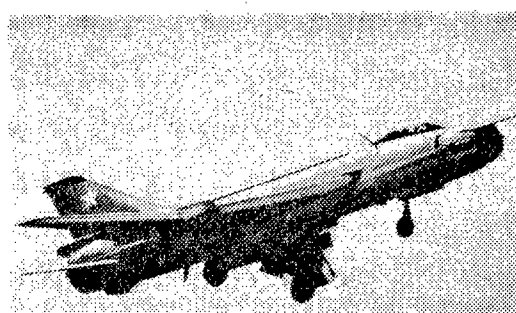
Die Feindberührung gehörte inzwischen zur Manöver-Routine: 72mal waren den amerikanischen Marineverbänden in der „Großen Syrte“ schon libysche Kampfflugzeuge aus der Wüste entgegengeflogen. Beide Seiten hatten sich stillschweigend aufeinander eingestellt. Kaum näherte sich eine Suchoi, MiG oder Mirage der angemeldeten Sperrzone über dem Golf, fand sich eine F-14 Tomcat („Kater“) an ihrer Seite. „Wir identifizierten uns, notierten ihre Hecknummer und schossen gelegentlich ein Bild“, berichtet ein Sprecher der U. S. Navy. „Dann winkten wir sie weg und signalisierten: Get out.“ Die Libyer parierten routinemäßig und drehten ab.

Bis zum Morgengrauen des zweiten Manövertages. Gegen sieben Uhr früh tauchten, beinahe 100 Kilometer vor der libyschen Küste, zwei Suchoi-22 auf dem Radarschirmen des Flugzeugträgers Nimitz auf. Zwei Tomcats gingen auf Abfangkurs. Wie dutzende erprobt, flogen die

F-14 die Libyer an, um sich dann — nach einer 180-Grad-Schleife — von hinten kommend auf einem Parallelkurs an den „intruder“ (U. S. Luftwaffenjargon für „Eindringling“) zu heften. Doch das Abfangmanöver wurde nie vollendet. Anstatt ihren Kurs zu halten, brach die Leitmaschine der Libyer plötzlich aus, um sich ihrerseits hinter die kurvende Tomcat zu setzen: das klassische Manöver zur Eröffnung eines Luftkampfes, weil die heißen Düsenstrahlen eines Jets das perfekte Ziel für hitzesuchende Luft-Luft-Raketen abgeben.

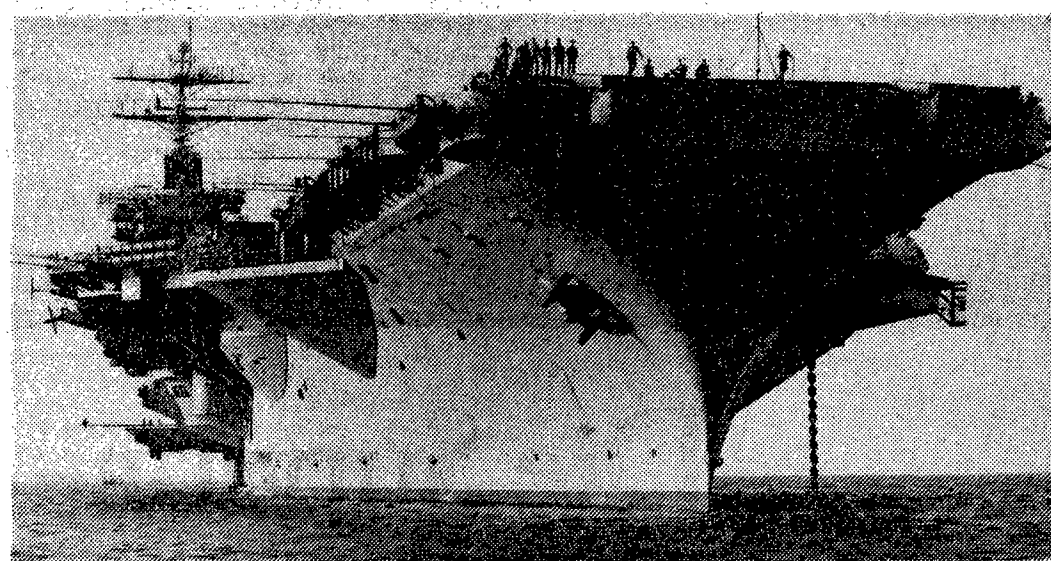
Was dann passierte, zeugt entweder von der miserablen Kampftechnik der Libyer oder der geschönten Berichterstattung der Amerikaner. Noch bevor die Leit-Suchoi (Nato-Codename: Fitter) ihre Kill-Position erreichte, registrierten die amerikanischen Piloten plötzlich eine verräterische Flamme- und Rauchwolke unter den Flügeln der Fitter. Der Gegner hatte eine Atoll-Rakete abgefeuert. Sekundenbruchteile später stieß die amerikanische Leit-Maschine Magnesium-Kugeln aus (um den Infrarot-Suchkopf der Atoll zu täuschen), ging in eine scharfe Linkskurve — und stand nun direkt hinter dem zweiten libyschen Flugzeug. Der Libyer versuchte sich zu retten, indem er direkt in die Sonne flog — in der Hoffnung, die amerikanischen Sidewinder-Raketen (Standardausrüstung auch der Bundesluftwaffe) mit Hilfe der Sonnenstrahlen auszutricksen. Vergebens. Der amerikanische Pilot wartete geduldig, bis die Fitter wieder aus der Sonne war. Dann signalisierte sein Ziel-Computer per Pieps-Geräusch im Kopfhörer „Feuerposition erreicht“. Er schoß aus einem Kilometer Entfernung — und traf die libysche Maschine am Heck. Sekunden später trudelte der Libyer an seinem Fallschirm in Richtung Mittelmeer.

Für den Piloten des ersten libyschen Flugzeugs, das den Luftkampf eröffnete hatte, endete die Kraftprobe mit den amerikanischen Katern anscheinend tödlich. Die Suchoi-22 (Erstbaujahr 1967) ist ein primitiv-Kampfbomber, den die Sowjets hauptsächlich in Entwicklungsländer exportieren. Normalerweise wird er im Erdkampf eingesetzt; gegen die hypermoderne F-14, das Paradestück der amerikanischen Luftwaffe, hatte er keine Chance. Die Suchoi ist mindestens 500 Stundenkilometer langsamer als die Tomcat, ebenso lahm in der Beschleunigung wie ungeschlacht im Kurvenziehen. Tapfer versuchte der Pilot der libyschen Leit-Maschine, sich dem Duell zu stellen. Doch der Amerikaner war schneller — und vor allem wendiger. Seine Ra-



Die libysche Suchoi-22 (links): langsamer und schwerer zu manövrieren als die amerikanische F-14 (rechts)

Flugzeugträger „Nimitz“: Amerika besitzt die Muskeln, um seinen Worten Geltung zu verschaffen.“



kete traf von hinten aus 800 Metern Entfernung. Die libysche Maschine explodierte in der Luft. Die Schlacht über der Syrte hatte nicht länger als 60 Sekunden gedauert; es war „eher ein Tontaubenschießen als ein Duell“, wie Newsweek notierte.

Entgegen ersten libyschen Behauptungen, die beiden Suchoi-22 seien von acht F-14 angegriffen worden, gab kein geringerer als Staatschef Ghaddafi am Wochenende zu, daß seine Piloten als erste geschossen hätten — wenn auch gezwungenerweise. Dies stimmt auch mit einem Interview ihres Kommandanten im libyschen Rundfunk überein, das die BBC mitschnitt: „Wir entdeckten feindliche Ziele, darunter einige, die über unseren Territorialgewässern flogen... Ich informierte die Piloten, unsere Brüder... Selbstverständlich griffen sie an.“

Bleibt dennoch die Frage: Warum mit einer derart selbstmörderischen Taktik? Warum sollte

eine halbwegs ausgebildeter Pilot seine Rakete auslösen, während er den Gegner von vorn anflieg — und nicht erst, nachdem er sich hinter ihn gesetzt hatte und so sein hitzesuchendes Geschöß in Richtung des Triebwerkstrahls lenken konnte?

Hatten die Amerikaner die Libyer in eine Falle gelockt, indem sie den beiden Suchois erlaubten, sich von hinten anzuschleichen? Selbst in einer derart ungünstigen Position hätten die perfekten Warnsysteme der F-14 den Abschuß einer Rakete frühzeitig signalisiert, um Ausweichmanöver auszulösen. Überdies sind die Tomcats (Höchstgeschwindigkeit: knapp 3000 Stundenkilometer) allemal schnell genug, um den sowjetischen Atoll-Raketen schlicht davonzufliegen. Haben die amerikanischen Piloten etwa ein scheinbar hilfloses Ziel präsentiert, dem die Libyer nicht widerstehen konnten?

Vielleicht war es ein Zufall, daß die beiden siegreichen Tomcats, die auf die Libyer angesetzt

wurden, aus der „Schwarzen-Ass“-Staffel stammen: Diese Staffel ist die Elite des 41. Geschwaders, das wiederum als das beste der gesamten amerikanischen Marine gilt.

Sicher ist auf jeden Fall, daß Reagans Strategien im Weißen Haus einem Zusammenstoß mit Ghaddafi nicht aus dem Weg gehen wollten — ganz im Gegensatz zu dem glücklosen Jimmy Carter, der so manche Provokation des Libyers schweigend geschluckt hatte. Noch vor einem Jahr gab Carter strikte Order an die Sechste Flotte, keinesfalls südlich des Breitengrades (32° 30') zu kreuzen, den Ghaddafi selbstherrlich als Grenze seiner maritimen Hoheitszone erklärt hatte. Der Reagan-Vorgänger fürchtete nämlich, den „gefährlichsten Mann der Welt“ (Newsweek) in einer Zeit zu verärgern, in der das Geiseldrama von Teheran seinem Höhepunkt zusteuerte. Im vorigen September beschossen die Libyer sogar ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug vor der libyschen Küste; Washington aber schwieg.

Ronald Reagan redete nicht nur, er ließ auch handeln. Nach dem Luftkampf über der Syrte gab er zu: „Dieser Vorstoß der Libyer war nichts Neues innerhalb der letzten beiden Jahre. Sie haben unsere Flugzeuge mehrfach belästigt — außerhalb der (umstrittenen) Grenzlinie im Mittelmeer. Es gab sogar Schieß-Androhungen. Wir waren zu dem Schluß gekommen, es sei nun endlich an der Zeit, daß die Libyer internationale Gewässer respektierten.“

Schon im Frühjahr 1981 hatte der Befehlshaber der Sechsten Flotte für die Aufhebung des Carterschen Ukas plädiert: Er wollte freien Zugang zum Golf, den niemand, auch nicht Ghaddafis sowjetische Freunde, als libysches Hoheitsgebiet anerkannte. Sein Antrag ging den normalen Geschäftsweg: zunächst ins Europa-Hauptquartier der amerikanischen Flotte in London, dann zum Oberbefehlshaber der europäischen U. S.-Streitkräfte in Vaillingen, schließlich über die Vereinigten Stabschef ins Weiße Haus. Mitte Juli war es so weit: Der gesamte Nationale Sicherheitsrat, selbst die beiden Intimfeinde Alexander Haig und Verteidigungsminister Weinberger, war sich einig, daß Carters Verzicht kein Gesetz bleiben dürfe.

Zu lang war die Liste seiner Provokationen. Er hatte Terroristengruppen rings um die Welt finanziert und sich selber zum obersten Gegner der amerikanischen Camp-David-Politik ernannt. Unter seiner Regie war die amerikanische Botschaft in Tripolis Ende 1979 in Flammen aufgegangen.

Konter-Admiral James Service, der Befehlshaber des symbolträchtigen benannten Sommer-Manövers „Open Ocean“, erhielt lediglich den Befehl, keinesfalls unprovokiert das Feuer zu eröffnen: Seine Piloten durften nur in Selbstverteidigung schießen. Am Montag der vorigen Woche kreuzte dann eine Armada im Golf von Syrte auf, die auf jedes Risiko gefaßt schien: Zwei Flugzeugträger, 14 Kreuzer und Zerstörer, 200 Flugzeuge. Als das 60-Sekunden-Gefecht vorbei war, verkündete Ronald Reagan, stolz in der Stimme: „Freund und Feind sollen wissen, daß Amerika die Muskeln besitzt, um seinen Worten Geltung zu verschaffen.“ Es war eine „Botschaft an die Feinde der Freiheit.“

Die Botschaft seines Parteifreundes, des republikanischen Senators Larry Pressler, klang etwas gedämpfter: „Er hat diesem Lummel eins auf die Nase gegeben, aber was gehörte schon dazu? Die bösen Buben haben verloren — doch haben wir gewonnen.“

ANZEIGE

Herforder Pils

Premium-Exquisit

Ein stolzer Genuß aus der
Brauerei Felsenkeller Herford

Angst vorm schwarzen Mann?

Muammar al-Ghaddafi hält die Welt in Atem / Von Dietrich Strothmann

Frauen sind von ihm fasziniert, von seinen dunklen Augen, seinen zarten Händen, seinem schwarzen Wuschelkopf, seiner leisen Stimme. Er könnte, wollte er, glatt John Wayne, Marlon Brando und Robert Redford zusammen in den Schatten stellen. Aber Muammar al-Ghaddafi ist kein Hollywood-Star. Ganz im Gegenteil: In Amerika, dem er „ins widerliche Gesicht spucken“ will, das er für die Wurzel allen Übels in der Welt hält, gilt er als „Mini-Imperialist“, als „Chefferrorist“. Angeblich war es ja auch die CIA, die seine Ermordung plante. Und es sind beileibe auch nicht alle Frauen, die je mit ihm zu tun hatten, von ihm hingerissen. Als er zum Beispiel einmal ägyptischen Zuhörerinnen vorhielt, sie hätten „biologische Defekte“ und das mit dem sehr männlich-arabischen Hinweis demonstrierte, sonst müßten eben auch Schwangere als Fallschirmjäger abspringen, erntete er wütende Proteste.

Staatsmänner in fast allen Teilen der Welt halten ihn für den Bösewicht par excellence, für einen Oberbanditen und beispiellosen Unruhestifter. „Er ist ein Krebsgeschwür, das besiegt werden muß“, empfahl US-Außenminister Haig. „Tötet Ghaddafi!“ forderte der sudanese Staatschef Numeiri, dem der Libyer angeblich schon mehrere Mordkommandos ins Land schickte. „Richter Ghaddafi hin!“ verlangte der ägyptische Präsident Sadat, den er vermutlich schon häufig zu besitzergreifen trachtete.

Wo in der Welt auch immer Rebellen zuschlagen, politische Mörder unterwegs sind, Bomben aus dem Hinterhalt gezündert werden und plötzlich Minen hochgehen — fast immer soll Muammar al-Ghaddafi dahinter stecken, der schwarze Supermann und Al Capone der Weltpolitik, mit Geld entweder, mit Waffen oder seiner eigenen Todesschwadron. Und manchmal steckt er tatsächlich dahinter: Wenn Aufständische auf den Philippinen oder in Nordirland schießen, dann schießen sie mit Maschinengewehren aus Ghaddafis Arsenal; wenn israelische Aufklärungsflugzeuge über dem Libanon getroffen werden, dann von libyschen Raketen; wenn libysche Emigranten in London, Athen oder Rom ermordet werden, dann von Ghaddafis Killer-Kommandos.

Der „Bruder Oberst“ leugnet das nicht einmal, er ist sogar noch stolz darauf. Denn er läßt aus Gerechtigkeit töten, glaubt er, sagt er, um die Welt zu befreien, um die Menschen zu retten, um die Schuldigen zu strafen — die Amerikaner allemal, dann die anderen „Imperialisten“ und „Kolonialisten“ — wie Israel und Großbritannien —, und natürlich auch die eigenen Abtrün-

nigen und Abweichter. Diesen selbsternannten Saubermann mit der Kalaschnikow halten daher seine Gegner für wahnsinnig, krank und vom Dämon besessen.

Wer wie Ghaddafi nach dem für ihn blamablen Luftkampf über der Großen Syrte den Amerikanern den Krieg erklären will und sei es um den Preis eines Dritten Weltkrieges, der kann ja nicht normal sein, sagen Ronald Reagan, Anwar el Sadat und der marokkanische König Hassan unisono. Wer wie dieser Libyer mit dem Brustton der Überzeugung behauptet, eine Waffe in Händen zu haben, um gleich die ganze Welt in die Luft sprengen zu können, der ist ja reif fürs Irrenhaus, empören sich Numeiri oder der tansanische Präsident Nyerere. Wer sich der Freundschaft mit den kindermordenden Idi Amin und Bokassa rühmt, die er beide mit Dollar-Millionen für den Islam kaufte — so wie er angeblich dem meistgesuchten Terroristen „Carlos“ zehn Millionen Dollar zugesteckt haben soll —, der kann ja nicht mit normalen, mit menschlichen Maßstäben gemessen werden, entsetzt sich eine betroffene Weltöffentlichkeit. Muammar al-Ghaddafi, dem übergroßen Schreckgespenst, wird mittlerweile schon alles zugestimmt, vor ihm scheint bald jeder Angst zu haben. „Mißt man jemanden an seinen Feinden, dann ist Ghaddafi ein großer Mann“, meinte einmal ein Libyen-Kenner über ihn.

Viel, zu viel hat er selber in den bisher knapp dreizehn Jahren seiner Herrschaft über den Wüstenstaat am Südrand des Mittelmeers dazu beigetragen, daß ihn sich jedermann in jedem Winkel der Welt nur noch als Teufel vorzustellen vermag. Dabei ist Ghaddafi, der sich vorgenommen hat, ein zweiter Nasser zu werden, ein Paradebeispiel für einen selbsternannten Regenten, der nur Niederlagen erlitten hat, dessen Lorbeer welkte, ehe er sich noch mit ihm schmückte: Alle seine Unions-Unternehmungen scheiterten, ob mit Syrien, Ägypten, Tunesien, Malta oder mit dem Sudan. Beinahe alle seine militärischen Expeditionen endeten in jämmerlichem Fiasko, ob gegen Ägypten, Tunesien oder in Uganda; ob seine jüngste Invasion im Tschad auf Dauer von Erfolg gekrönt ist, steht noch dahin. Fast alle seine Freunde verschwanden spurlos in der Versenkung, seien es Idi Amin oder Bokassa, alle seine Feinde dagegen haben das Heft fest in der Hand, seien es Sadat, Numeiri oder die arabischen Monarchen.

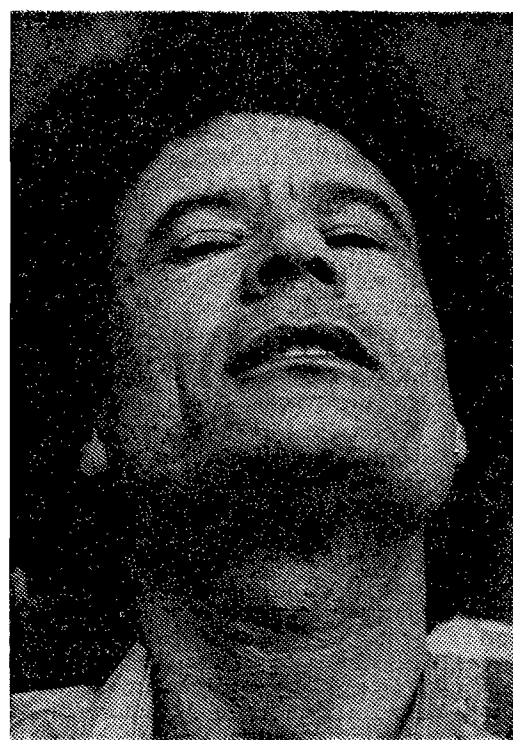
Der von seiner Mission besessene, der in sein Image verliebte Ghaddafi — ein glückloser, er-

folgloser Weltenstürmer, ein immer wieder gescheiterter Weltverbesserer? Das auch, das vor allem. Wem, wenn nicht ihm, müßte die geradezu aberwitzige Idee kommen, 1973 einen ägyptischen U-Boot-Kommandanten anheuern zu wollen, der die mit amerikanischen Juden besetzte „Queen Elizabeth“ torpedieren sollte? Wem, wenn nicht Ghaddafi, fielen es auch nur im Traum ein, sein „Grünes Buch“ über die „Dritte Universaltheorie“ (nach dem Kommunismus und dem Kapitalismus) für das neue Evangelium zu halten, für die „neue Lehre, die Lehre des neuen Zeitalters“? Derselbe Ghaddafi nimmt auch sonst den Mund reichlich voll. Als im September des letzten Jahres sein vorerst letzter Versuch einer Union mit Syrien zur Debatte stand, drohte er seinen Landsleuten für den Fall ihrer Ablehnung: „Danke, ich gehe, greife zu den Waffen, kämpfe und sterbe in Galiläa.“

Schließlich verdanken ihm die Libyer viel: Nicht nur, daß über sie allenthalben und allorts gesprochen wird, dank allein ihres exzentrischen „Generalsekretärs“ (des von ihm eingesetzten und diktatorisch geführten „Volkskongresses“). Er versorgt sie auch mit Brot und Spielen im Übermaß (mit ausreichendem Lohn und freier Unterkunft) wie mit spektakulären Abenteuern nach dem Muster des „Marsches der Hunderttausend nach Kairo“ (der freilich an der ägyptischen Grenze gestoppt wurde). Um sich eigene Machtfülle und das Wohlgefallen seiner Untergebenen zu sichern, scheut Ghaddafi denn auch nicht davor zurück, die merkwürdigsten Verbindungen einzugehen: Von der ihm sonst völlig wesensfremden Sowjetunion, deren Ideologie er als des Propheten „getreuester Gefolgsmann“ rigoros ablehnt, kaufte er in den letzten Jahren Waffen für annähernd 30 Milliarden Mark, darunter allein 2500 Panzer. Bei den von ihm als Weltfeind Nummer eins gebrandmarkt Vereinigten Staaten kaufte er unter anderem drei Millionen Libyer 90 Stück kommen (in Worten: neunzig).

Überhaupt Amerika: Mit denen, in deren „widerliches Gesicht“ er spucken möchte, treibt Ghaddafi einen schwungvollen Handel. Für sein teures Öl bekommt er von den USA soviet Dollar, daß er den Import allein in den ersten fünf Monaten dieses Jahres um über 60 Prozent erhöhte.

Der unberechenbare, unkalkulierbare Ghaddafi: So wenig Mut es an jenem Septembertag



Muammar al-Ghaddafi Aufnahme: Robert Lebeck

des Jahres 1969 erforderte, an der Spitze der „Freien Offiziere“ den greisen, gerade zur Kur in der Türkei weilenden libyschen König Idris vom Thron zu jagen, so heftig scheint der „Bruder Oberst“ von purer Angst geplagt zu sein. Selten schläft er zwei Nächte hintereinander im selben Bett, stets verschweigt er, wann er wohin reist, meist residiert er inmitten eines Kasernengeländes, noch dazu stark bewacht von seiner bis an die Zähne bewaffneten Leibgarde. Wie sich selber, so fühlt er ständig auch Libyen von einer feindlichen Umwelt bedroht; darum sucht er verzweifelt Freunde, strebt Bündnisse, Föderationen und Verträge als Schutzgarantien an. Furcht war es wohl auch, nach amerikanischer Version, die Ghaddafi letzte Woche vorzeitig aus seinem Land zu einem Treffen mit dem Jeminiten Ali Nasser Muhammed und dem Äthiopiener Mengistu Haile Mariam nach Aden trieb. Er war über das Seemanöver der 6. US-Flotte vor seiner Küste informiert, ihm schwante Schlimmes, also habe er das Weite gesucht.

Wer also muß Angst haben vor dem „schwarzen Mann“, der Muammar al-Ghaddafi heißt? Außer in Science-fiction-Romanen, wo er als „fünfter Reiter“ den amerikanischen Präsidenten damit zu erpressen versucht, daß er androht, New York durch eine Atombombe zu vernichten? Einleuchtender, wohl auch zutreffender ist das Urteil eines kenntnisreichen Diplomaten, der einmal nüchtern feststellte: „Es ist nicht anzunehmen, daß Ghaddafi eines Tages friedlich in seinem Bett sterben wird.“

Was das Völkerrecht sagt

Im Oktober 1973 zog Libyens Staatschef Ghaddafi eine Linie auf der Landkarte: entlang dem 32. Breitengrad 30 Minuten. Alles, was südlich dieser Linie liegt, die „Große Syrte“, erklärte er kurzerhand zu libyschem Hoheitsgewässer. Damit erweiterte er eigenmächtig die bis heute völkerrechtlich gültige Drei-Meilen-Zone auf 200 Meilen. Niemand hat dies anerkannt.

Die komplizierte Aufteilung der Küstengewässer in Hoheitszonen und wirtschaftliche Nutzungszonen führte 1972/73 zum „Kabeljaukrieg“ zwischen Island und Großbritannien. Island beanspruchte eine Fischereizone von 50 Seemeilen. Der Haager Gerichtshof befand 1973, die isländischen Ansprüche verstießen gegen die Freiheit der Meere.

Seit 1973 tagt in New York und Genf die Internationale Seerechtskonferenz. Trotz zäher Verhandlungen sind bisher keine verbindlichen Beschlüsse über die Ausdehnung der Hoheitsgewässer zustande gekommen. Die mittlerweile 163 Mitgliedsstaaten einigten sich 1980 auf einen Vertragsentwurf mit 320 Artikeln, der dieses Jahr endgültig verabschiedet werden sollte. Jetzt aber funkete die amerikanische Regierung dazwischen: Sie will die gesamte Vertragsmaterie noch einmal überprüfen.

Das Hin und Her der vergangenen acht Verhandlungsjahre veranlaßte viele Küstenstaaten, das Recht selber in die Hand zu nehmen: Sie erweiterten ihre Hoheitszonen auf zwölf Seemeilen, mit einer daran anschließenden den 200 Meilen breiten Wirtschaftszone. Der Seerechtsvertrag sollte diese Praxis legitimieren.

Auch die Neuregelung hätte Libyen freilich nicht zum Angriff auf die amerikanischen Flugzeuge berechtigt, denn innerhalb der Wirtschaftszone muß der Uferstaat Handels- und Kriegsschiffe freie Fahrt, zivilen und militärischen Flugzeugen freien Flug gewähren.

Auch Ghaddafis letzter Trumpf sticht nicht: Der Versuch, die lange Küstenkurve „Große Syrte“ kurzerhand zum Golf zu erklären, der als Binnensee zu betrachten sei. Für Buchten und Golfe gilt immer noch die Genfer Konvention von 1958: Eine Bucht darf, wenn sie Hoheitszone werden soll, an ihrer Mündung nicht breiter als 24 Seemeilen sein. Die Grenzlinie der „Großen Syrte“ ist aber 300 Seemeilen lang.

Bettina Musall